

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Bjørnstad, Ketil
Der Fluß

Roman

Aus dem Norwegischen von Lothar Schneider

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4171
978-3-518-46171-6

suhrkamp taschenbuch 4171

Aksel Vinding hat sich gänzlich dem Klavierspiel verschrieben. Angetrieben von einer strengen Lehrerin arbeitet er auf sein erstes öffentliches Konzert hin. Bei einem Ausflug rettet er Marianne Skoog, die Mutter seiner verstorbenen Freundin Anja, vor dem Ertrinken und verliebt sich in sie. Marianne macht ihn mit einer Welt vertraut, die seinem Blick bisher verborgen geblieben ist. Politik, sexuelle Freiheit und Joni Mitchell finden Einzug in sein Leben. Und plötzlich scheinen sein Wunsch nach Normalität und seine Musikbesessenheit miteinander vereinbar. Aksels Auftritt wird ein großer Erfolg. Doch da erreicht ihn eine erschütternde Nachricht.

Ketil Bjørnstad, geboren 1952, lebt als Schriftsteller, Pianist und Komponist in Oslo. Er studierte in Oslo, London und Paris klassisches Klavier. Im Suhrkamp Verlag sind von ihm zuletzt erschienen: *Villa Europa* (st 3730), *Oda* (st 4077) und *Vindings Spiel* (st 3891).

Ketil Bjørnstad

Der Fluß

Roman

Aus dem Norwegischen von
Lothar Schneider

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
Elven
bei Aschehoug & Co., Oslo
© H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard), Oslo

„Dieses Projekt wurde mit Unterstützung der Europäischen Kommission
finanziert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung
trägt allein der Verfasser; die Kommission haftet nicht für
die weitere Verwendung der darin enthaltenen Angaben.“



KULTUR (2007-2013)
Förderbereich 1.2.2. Literarische Übersetzungen

suhrkamp taschenbuch 4171
Erste Auflage dieser Ausgabe 2010
© der deutschen Ausgabe
Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2009
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
ISBN 978-3-518-46171-6

I 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Der Fluß

Für Tanni.
In memoriam

*Sometimes voices in the night will call me back again
Back along the pathway of a troubled mind.*

Joni Mitchell, »Clouds«

*Aufgetaucht aus dem Schwall der am Strand
aufspritzenden Brandung
Schwamm er herum, hinschauend zum Land,
abhängiges Ufer
Irgendwo zu erspähn, und sichere Busen des Meeres.*

Homer, »Die Odyssee«, Fünfter Gesang

1. Teil

Der Schiffbruch Der Wind hat stark aufgefrischt, hat jetzt Sturmstärke erreicht. Die Yacht segelt hart am Wind, der von Westen bläst. Ich betrachte sie mit schläfrigem, uninteressiertem Blick, so viele Boote kommen im Laufe eines Tages vorbei. Ich habe in diesem Sommer eine Menge gelernt über das Meer, das Salzwasser und den Wind. Ich habe gelernt, daß es eine Art von Glück gibt, ohne Sinn und Zweck, ohne Leidenschaft, beinahe ohne Musik. Rebecca hat es mir beigebracht. Weil ihr Freund mit seinen Eltern in Frankreich Ferien macht, weil ihre Eltern auf Jungfernfahrt sind mit dem neuen Flaggschiff der Reederei Frost, von Bergen an der Küste entlang bis nach Kirkenes und zurück. Weil sie mich mag und weil das Leben nicht länger ist, was es war, bin ich mit ihr allein in dem Ferienhaus der Frosts. Wir leben wie Geschwister, nur ohne die üblichen Streitereien, die Spannung und die Unruhe, die ich manchmal mit meiner Schwester Cathrine erlebe, die jetzt, Ende Juli, mit Interrail auf dem Balkan unterwegs ist. Hier, im Schärengarten vor Tvedestrand, läuft der Sommer 1970 vor meinen Augen ab, und ich muß nicht daran teilnehmen. Obwohl Rebecca zu mir sagt: »So ist das Leben, Aksel,« merke ich, daß ich nach wie vor außerhalb stehe, keine Beziehung habe zu all den Ereignissen und Dingen, von denen sie redet. Trotzdem mache ich gerne mit, trinke Wein mit ihr, pule Garnelen, höre mir jeden Morgen ihre Lieblingsmusik an, die kompromißlose C-Dur-Tonleiter am Anfang von Tschaikowskis Streicherserenade. Sie will mich mit dieser Art von Musik ärgern, und eines Morgens standen mir die Tränen in den Augen. Da lachte sie. »Ich juble, und du weinst. Sind wir nicht ein Spiegelbild des Lebens?« An diesem Tag führte sie ein ernstes

Gespräch mit mir, sagte, ich würde zuviel grübeln, zuviel üben und müsse aufpassen, mich nicht in der Vergangenheit zu vergraben, müsse das *gute* Leben annehmen. Dieses Leben wollte sie mir zeigen in diesem Ferienhaus am Meer, mit einem ausgezeichneten Steinway-Flügel Modell B und dem Blick auf den Skagerrak, bis hin zum Horizont, der Felseninsel Målen und dem Leuchtturm Møkkalasset. Es ist schön hier. Die Sommerabende sind blau und ganz still, wenn der Mond aus dem Meer steigt. Abend für Abend sind wir hier gesessen und haben uns unterhalten, haben Musik aufgelegt zu dem leichten italienischen Weißwein, den Rebecca so liebt, haben die ersten Grillen gehört und die Freizeitboote vorbeisegeln sehen. Gelächter. Grillgeruch. Die Nächte haben wir in getrennten Zimmern geschlafen. Bei mir regte sich ein Anflug von Spannung, wenn wir uns in der Tür gute Nacht wünschten, ein unanständiger Gedanke ohne Zukunft. Ja, ich sehe uns so viele Jahre später von meinem Schreibtisch aus, Rebecca Frost und mich, Aksel Vinding. Wie zwei Freunde, fast wie Geschwister, eingehüllt in das verzauberte Licht der nordischen Sommernacht, waren wir uns näher, als es die Leidenschaft damals vermocht hätte, ewig verbunden, ohne daß wir es merkten.

Die Yacht lag jetzt so stark auf der Seite wie nur möglich. Dieses Draufgängertum der Segler hatte ich schon mehrfach beobachtet. Rebecca spaßte gerne darüber, wenn sie sagte: »Genau an dieser Stelle ist Richard Wagner in Seenot geraten, was ihn später auf die Idee des *Fliegenden Holländers* brachte.«

In dem starken Sonnenlicht, bei dem scharfen Wind kann man die Schären unter Wasser deutlich sehen. Die Wellen haben Schaumkronen. Eine Wolke schiebt sich vor die Sonne und ein dunkler Schatten fällt auf das Meer. Kein anderes Boot ist zu sehen. Rebecca blickt für einen Moment von ihrem Buch auf. »Spürst du, wie es kühler wird?« Ich spähe

hinauf zum Himmel, halte Ausschau nach dem Habicht, der mich und Anja vor einigen Monaten verfolgt hat, aber da ist keiner. Und Anja ist tot.

Ein Windstoß erfaßt den Sonnenschirm beim Swimmingpool und kippt ihn um. Das Meer ist bleigrau, fast schwarz. Das weiße Segel der Yacht liegt beinahe auf den Wellen. Vier Gestalten hängen nebeneinander auf Backbord im Trapez, berühren nur mit den Füßen das Deck. Am Ruder steht ein Mann in einem grünen T-Shirt, halb liegend hält er Kurs Richtung Land.

»Schau dir das an«, sagt Rebecca. »Muß er so verrückt segeln?«

Man hört das scharfe Knattern des flatternden Segels, als das Boot wendet. Dann greift der Wind wieder an, und die vier Gestalten wechseln hinüber auf Steuerbord. Die Yacht schießt nun in voller Fahrt auf die Felseninsel zu, die in der schäumenden Gischt kaum sichtbar ist. Da kommt eine kräftige Bö. Rebeccas roter Sonnenhut fliegt davon.

In dem Moment bricht der Mast. Die Yacht kentert. Jemand schreit. Das Segel wird von den Wellen verschlungen. Die Mannschaft fällt ins Wasser. Der glatte Rumpf wälzt sich nach oben, obszön in seiner Nacktheit, hilflos wie ein sterbender Fisch.

Rebecca springt vom Liegestuhl auf. »Mein Gott, Aksel. Was sollen wir tun?«

»Das fragst du *mich*?«

»Wir müssen sie retten.«

»Wie sollen wir sie retten?«

»Sie haben kein Schlauchboot. Siehst du irgendwo ein Schlauchboot?«

»Nein«, sage ich und stehe dabei auf, spüre, wie meine Knie zittern, laufe aber mit Rebecca die Treppe hinunter zum Anlegesteg in der kleinen Bucht unterhalb des Ferienhauses.

»Wir sind die einzigen Zeugen, Aksel. Außer uns hat es niemand gesehen. Jetzt sind wir gefragt, verstehst du?«

Rebecca, die nie Angst gezeigt hat, nicht einmal, als sie bei ihrem Debüt in der Aula der Länge nach auf das Podium fiel. Jetzt hat sie Angst, sind ihre Augen schwarz. Und trotzdem ist sie mir weit voraus. »Schneller, Aksel!« Sie hat die Wahl zwischen der 32 Fuß langen Motoryacht und der 17 Fuß langen Askeladden-Jolle. »Ich nehme die Motoryacht«, sagt sie. »Aber da mußt du mir helfen.« Sie springt an Bord, ruft mir zu, die Leinen zu lösen, und startet den Motor. Der ängstliche Pianist in mir will seine Finger schonen, aber Rebecca fährt bereits los. Ich springe im letzten Moment ins Boot.

»Beinahe Sturm, wenn doch Mama und Papa hier wären«, sagt sie verzweifelt. Ich lege ihr tröstend den Arm um die Schulter, fühle ihre Gänsehaut. Zum erstenmal berühre ich sie so, daß ich ihre Haut spüre. Sie ist die Stärkere von uns beiden. Sie ist immer der Chef gewesen. Jetzt auch. Obwohl sie zerbrechlich und verloren wirkt, wie sie da am Ruder dieses viel zu großen Bootes steht.

»So etwas habe ich noch nicht erlebt, Aksel.«

»Ich auch nicht.«

»Aber deine Mutter ist doch im Wasserfall ertrunken.«

»Das hier ist kein Wasserfall, Rebecca. Außerdem haben sie Schwimmwesten.«

Sie antwortet nicht, hat genug damit zu tun, das große Boot in dem Wellengang zu halten. Mir fallen idiotische Dinge ein. Die Motoryacht heißt »Michelangeli«. Nicht nach dem Maler, sondern nach dem Pianisten. Arturo Benedetti Michelangeli. Rebecca sollte Pianistin werden. Jetzt wird sie Ärztin. Vielleicht heißt das Boot im nächsten Sommer »Albert Schweitzer«.

Wir kommen hinaus aus der Bucht und werden vom ablandigen Wind abgetrieben. Die Wellen sind klein und hart. Nicht sie haben die Segelyacht zum Kentern gebracht, das

war der Wind. Jetzt liegt sie direkt vor uns. Fünf Mann Besatzung, denke ich. Wie Holzstücke schwimmen sie im Wasser, und ich soll sie rausziehen, während Rebecca das Boot neben die kieloben treibende Yacht manövriert. So stellt sie sich das vor. Die Segler sind alle auf einer Seite. Die Sonne ist wieder herausgekommen. Das Meer glänzt. Die orangefarbenen Schwimmwesten schaukeln wie kleine Bojen auf dem Wasser. Aber es sind lebendige Menschen.

»Du mußt nach hinten gehen, Aksel!« ruft Rebecca. Sie dürfen nicht in die Schiffsschraube geraten, wenn ich plötzlich manövrieren muß!«

Da fällt mir ein, daß das Schiff keine Badeleiter hat. Sie ging zu Beginn des Sommers kaputt. Rebecca stellt sich also vor, daß ich die Schiffbrüchigen aus eigener Kraft an Bord ziehe.

Ich erkenne den Mann, der am Ruder stand. Das grüne T-Shirt. Er kämpft gegen die Wellen an, gibt aber seine Rolle als der starke und souveräne Kapitän nicht auf, als er seiner Besatzung befiehlt: »Ruhe bewahren! Wartet auf meine Anweisungen! Achtet auf die Propeller!«

Rebecca hat die Motoryacht voll unter Kontrolle. Immer noch ein Teenager. Im Profil sieht sie schön und stolz aus. Ich warte auf ihre Befehle. Rebecca fährt rückwärts.

»Jetzt mach dich fertig, Aksel.«

Ich habe keine Ahnung, was von mir erwartet wird. Gesichter im Wasser, nasse, angstvolle, erwachsene Gesichter. Vierzigjährige auf einem Segeltörn. Sie hätten es besser wissen können, denke ich und bin beinahe wütend auf sie, weil sie sich auf diese Weise in mein Leben einmischen. Als mich Rebecca in das Ferienhaus der Frosts einlud, war ich ziemlich am Ende. Ich tat ihr leid. Ich hatte Anja verloren. Und meine Familie hatte sich mehr oder minder aufgelöst. Mutter war vor längerer Zeit in einem Wasserfall ertrunken. Vater hatte eine neue Frau gefunden und unser Haus verkauft,

und Cathrine hatte verzweifelt das Weite gesucht. »Das ist nun wirklich genug«, hatte Rebecca gemeint. Genug, um mir ein paar friedliche Tage am Kilsundfjord zu schenken, in ihrer unwirklichen Luxuswelt.

Jetzt stelle ich fest, daß einer fehlt. »Wo ist der fünfte?« rufe ich. Sie fangen an zu rufen, fuchteln mit den Armen. »Erik? Wo ist Erik geblieben?« Sie versuchen, über die Wellenkämme zu spähen.

»Vielleicht ist er unterm Boot gefangen«, sagt der Steuermann. »Ich tauche nach ihm.«

»Nein!« schreit ein Mann. »Doch!« schreit eine Frau. Im Wasser liegen zwei Männer und zwei Frauen und gestikulieren, direkt unter dem Heck der »Michelangeli«. Der Steuermann verschwindet in den Wellen. Die andern schreien durcheinander. Ich strecke die Arme aus, bereite mich auf das Hochziehen vor, erwachsene Körper, die eineinhalb Meter nach oben zur Reling gebracht werden müssen. Aber sie wollen nicht nach oben. Noch nicht. Sie sind Sportler, Segelsportler, gesund und fit. »Erik!« rufen sie, schreien sie, aber die Laute verschwinden im Sturm. Rebecca dreht sich zu mir, wagt ihren Platz am Ruder nicht zu verlassen.

»Was ist los, Aksel?«

»Einer fehlt!«

»Das ist nicht wahr!«

Sie fängt zu weinen an. Mir verkrampft sich der Magen. Ich muß in jedem Fall gleich die vier aus dem Wasser ziehen. Der Steuermann taucht wieder auf, schnappt nach Luft. Das Gesicht ist verzerrt vor Verzweiflung.

Eine der Frauen beginnt hysterisch zu kreischen.

»Zieh Marianne zuerst raus!« kommandiert der Steuermann und fixiert mich dabei. Jetzt erkenne ich, welche Angst er hat.

Ich greife nach ihren Armen. Sie wehrt sich. Will nicht nach oben.

»Du *mußt* hinauf, Marianne!« ruft der Steuermann. »Wir suchen weiter nach Erik!«

»Vorsicht mit dem Propeller!« ruft Rebecca. »Ich muß rückwärts fahren, damit ich nicht in der Takelage hängenbleibe.«

Sie setzt zurück, während ich diese Marianne aus dem Wasser ziehe. Wie schwer sie ist, denke ich. Ich hätte nicht gedacht, daß ein Mensch so schwer sein kann. Und obwohl ich die heulende und hysterische Frau bereits in diesem Augenblick wiedererkenne, wage ich erst viel später, die Wahrheit zu akzeptieren: daß es Marianne Skoog ist, die ich da ins Boot hole. Daß das mehr als ein Zufall sein sollte. Daß ich nie mehr von ihr loskommen sollte, so wie eine Katastrophe auf die andere folgt, so wie Menschen miteinander verbunden werden, wieder und wieder, um sich gemeinsam zu ergründen.

Wir sitzen auf der Terrasse des Ferienhauses. Draußen im Wasser liegt das gekenterte Boot. Manchmal, wenn sich das Heck aus den Wellen hebt, sehen wir seinen Namen. »Furchtlos« heißt es. Selbst der Steuermann mußte sich übergeben. Ich zog ihn als letzten heraus. Jetzt fliegen zwei Hubschrauber niedrig über dem Meer, und das Seenotrettungsschiff »Odd Fellow« aus Arendal ist eingetroffen. Einige kleinere Schiffe beteiligen sich an der Suche. Aber der Sturm hat kaum nachgelassen. Die vier Schiffbrüchigen sitzen auf den Steinbänken um den Grill und versuchen, einander zu trösten. Aus ihren Nasen rinnt immer noch Rotz und Salzwasser.

»Vergeßt nicht, Erik hält einiges aus!« sagt der Steuermann.

»Vielleicht hat ihn der Großbaum erwischt, und er war bewußtlos, als er ins Wasser fiel«, sagt der andere Mann, ein eher schüchterner Typ. Ich wage Marianne nicht anzusehen.

Sie sorgt sich am meisten um den Vermißten. Mich scheint sie allerdings nicht wiedererkannt zu haben. Vielleicht hat sie einen Schock, denke ich. Alle verfolgen wir die Suche draußen auf dem Meer. Rebecca hat heißen Johannisbeerwein gebracht, den sie kaum trinken können, so zittern ihre Hände.

Da sehen wir, daß einer der Hubschrauber tiefer geht. Gekentert sind sie vor eineinhalb Stunden.

»Sie haben ihn gefunden!« ruft der Steuermann.

Im Gegenlicht wird die Silhouette des Mannes, der sich hinterläßt, deutlich sichtbar. Rebecca setzt sich neben mich und umklammert mit beiden Händen meinen Arm.

»Er *muß* leben«, murmelt sie mehr zu sich selbst.

Marianne Skoog steckt den Kopf zwischen die Knie. Sie weint nicht.

Der Mann aus dem Rettungshubschrauber greift nach etwas im Wasser. Es ist ein Mensch, den er an sich festbindet. Die Silhouette eines Mannes. Zwei Männer werden langsam hinauf zum Hubschrauber gezogen. Und obwohl beide wie leblos in der Luft hängen, wissen wir alle, der eine lebt, der andere ist tot.

Nachbeben Erst als der Krankenwagen aus Arendal vorfährt, um die Überlebenden zu holen, begegnet Marianne meinem Blick. Ihre Haare sind noch naß. Das Gesicht ist ungeschminkt und ihr Ausdruck verzweifelt, wie vor einigen Wochen, als sie ihre Tochter begrub.

»Ich habe nicht erwartet, dich so bald wiederzusehen, Aksel«, sagt sie matt.

Ich weiß nicht, was ich antworten soll. Ich fühle mich beklommen. Zuviel Trauriges verbindet uns bereits.

»War er ein guter Freund von dir?« höre ich mich sagen und möchte nicht zu neugierig erscheinen.

Sie starrt mich nur hilflos an. Ist unfähig, zu antworten.
Dann verschwinden sie, in Decken gehüllt, man hilft ihnen
in den Krankenwagen, als seien sie behindert. Aber sie sind
die Überlebenden. Sie sollen ärztlich untersucht werden.
Dann wird die Polizei ihre Fragen stellen. Rebecca steht ne-
ben mir und flüstert mir ins Ohr:
»Unfaßbar, daß das Anjas Mutter ist. Unfaßbar, daß sie *das*
auch noch durchmachen muß.«

Am Abend ist es wieder still und ruhig. Als sei nichts gesche-
hen. Nur die Dünung ist geblieben. Ein Schlepper hat die
»Furchtlos« mitgenommen. Auf dem Meer wimmelt es von
Sportbooten. Schaulustige, die von dem Schiffbruch gehört
haben. Ich sitze neben Rebecca auf der Terrasse, habe den
Arm wieder um sie gelegt, weil sie gehalten werden will.
»Erinnerst du dich, was du mir über das Haus der Skoogs
erzählt hast? Daß es dir plötzlich wie ein Tatort erschien?
Jetzt ist das Ferienhaus auch zum Tatort geworden. Aber
genau *hier* ist einmal mein Glück gewesen! *Hier* waren
die Sommer meiner Kindheit! Und auf einmal alles vorbei.
Plötzlich verstehe auch ich, daß es schwierig sein kann, älter
zu werden, Aksel.«

Sie versucht zu lächeln, schafft es aber nicht.

»Warum mußte er *sterben*?«

Ich lasse sie reden. Sie hat länger in einer Unschuldswelt
gelebt als ich. So lange lebte sie mit dem Gefühl, frei zu
sein, Möglichkeiten zu haben, wählen zu können. Aber das,
was an diesem Tag geschehen ist, läßt ihr keine Wahl. Es
empört sie, daß auch *sie* mit dieser Tragödie verknüpft ist,
als Zeugin, und fast noch mehr empört es sie, daß *ich* dem
ausgesetzt werde.

»Wie werden wir das in Erinnerung behalten, Aksel?« fragt
sie in kindlicher Unschuld. »Wird das Boot in unseren
Köpfen wieder und wieder kentern? Siehst du jede Nacht,

bevor du einschläfst, deine Mutter, wie sie im Wasserfall ertrinkt?«

Ich denke nach. »Nein, jetzt nicht mehr«, sage ich. »Aber sie ist mir nach wie vor sehr nahe. So wie mir Anja nahe ist. Die Toten leben mit uns, ob wir wollen oder nicht. Manchmal denke ich, daß *sie* bestimmen, wie lange sie als Tote leben, mit uns, den Lebenden.«

»Du hast so viele seltsame Gedanken, Aksel.«

»Aber du wirst Abstand gewinnen von diesem Ereignis. Du hast den Ertrunkenen ja nicht einmal gekannt.«

»Nein, aber ich werde nie seine Arme vergessen. Sie hingen so schlaff in der Luft.«

»Hast du sehr viel Angst vor dem Tod?«

»Ja.«

Es wird kühl. Wir gehen hinein, entzünden das Gas in dem protzigen Kupferkamin, der keine Wärme spendet. Ich überlege, ob es eine Musik gibt für einen Abend wie diesen, sehe aber ein, daß das nicht der Fall ist. Als Mutter starb, hatte ich Brahms vierte Sinfonie im Kopf, aber nur, weil es an jenem Sonntag als Morgenkonzert im Radio gespielt worden war und weil Mutter mitgesungen hatte. An *ihr* Lied erinnerte ich mich, als sie der Fluß mit sich riß. Und als ich die Nachricht von Anjas Tod erhielt, klang in mir Schuberts »C-Dur-Quintett«, woran aber Anja schuld war, weil sie über Schubert gesprochen hatte, weil ihr Schubert soviel bedeutete. Aber für dieses Ereignis, für diese Tragödie, die man als sinnlos bezeichnen könnte, obwohl es nur die natürliche Folge der maskulinen Selbstüberschätzung des Steuermanns war, gab es keine Musik. Die Musik, die uns immer Schutz gegeben, die uns Auswege gezeigt hatte, existierte nicht. Ich sage es zu Rebecca. Sie nickt, hört nur halb zu.

»Leg trotzdem eine Platte auf«, sagt sie.

Sie sieht klein und verängstigt aus auf der Couch, die Beine angezogen und die Arme darum geschlungen, gleicht auf beinahe komische Weise einer Spinne, die sich bedroht fühlt und sich zusammenrollt, wie eine Kugel. Während ich die aufwendige Plattensammlung durchgehe, liest sie meine Gedanken:

»Glaubst du, der Tote war der Freund von Anjas Mama?«

»Nein«, sage ich rasch, als wolle ich verhindern, daß sich der Gedanke weiter ausbreitet. »Bei dem, was sie alles mitgemacht hat. Der Ehemann, der sich erschießt. Die Tochter, die an Unterernährung stirbt. Innerhalb weniger Wochen verliert sie *alles*.«

»Ja, aber du vergißt eines, Aksel«, sagt Rebecca in ihrer bekannten, rationalen Art. »Die Trauer ist nicht ohne Sinnlichkeit.«

»Wirklich?«

»Ja. Es gibt doch viele Menschen, die in der Trauer zueinanderfinden. Die Trauer frißt sich tief in uns hinein. Das hat Papa einmal gesagt. Sie öffnet uns, macht uns empfindsam. Und was heißt das? Wir werden empfänglich, sehnen uns nach Trost. Wir suchen, ohne daß uns das bewußt ist. Glaubst du nicht?«

Ich stehe vor der Plattensammlung und betrachte auf einem Cover Dinu Lipatti. Das junge Gesicht. Das Bild muß aufgenommen worden sein, kurz bevor er an Krebs starb. Jetzt weiß ich, welche Musik paßt. »Jesu, Joy of Man's Desiring«. Die Klavierfassung des Chorals aus der Bach-Kantate Nr. 147 von Myra Hess. Die berühmte Aufnahme aus den fünfziger Jahren. Ich lege die Vinylplatte auf den Teller. Merkwürdigerweise trägt die schlechte Wiedergabe dazu bei, den künstlerischen Genuß zu erhöhen. Seine übersensible Spielweise. Gedämpft bis zum Unerträglichen, als würde bereits der Verstorbene spielen. Gespenstermusik, die das Leben preist.